

## Der Unfall von © Jérôme Forgeron

Der Wagen schlingerte, rammte den Fels, prallte ab, schwankte, hüpfte quer über die Fahrbahn, sprang über ihren Rand, verharrte sekundenlang in der Luft, neigte die Schnauze, landete schwer, durchpflügte den Hang, erzitterte unter den Schlägen gegen seine Achse, kreischte wie ein verletztes Tier, verliess erneut den Boden, schnellte durch die Luft, setzte über einen Baumstumpf, richtete sich schwanzlastig auf, schlug mit dem Heck gegen einen Felsbrocken, senkte seine Nase rasend schnell der Erde zu, krachte auf den Abhang zurück, glich mehr einem Lebewesen als einem Wagen, stauchte sich, krümmte sich unter der Wucht des Aufpralls, brach sich das Rückgrat, verlor eine Tür, schlitterte seitlich den Hang hinunter, legte sich schief, überdrehte, ein-, zweimal, greinend, splitternd, kam nochmals auf die Räder, rutschte, bohrte sich schräg in das Geröll des Bachbettes, verkürzte sich ächzend, blieb schwer verwundet liegen, kam zur Ruhe, stöhnte - erschöpft, schockiert und sterbend, und seine rieselnden Glassplitter klangen wie Weinen - Räder drehten aus, Erde und Steine kollerten nach - dann wurde es still.

Es war passiert.

Ich hatte es gespürt - schon lange. Ich hatte es nicht etwa vorausgeahnt, so mit zweitem Gesicht oder Hellseherei, nein, es war eher die Wahrscheinlichkeit: Man fährt nicht ungestraft monatelang auf Risiko.

Die gequetschten Beine schmerzten, mein Rücken auch, ein Arm zitterte unkontrolliert, es stank nach Benzin, und etwas Warmes quoll mir erst in die Augenbrauen, darauf in die Augen.

Dann schwanden die Schmerzen, und ich verfiel in einen unruhigen Traum.

Wie lange ich weggetreten war, konnte ich nur vermuten. Und ob ich wirklich aufgewacht war, als ich dachte, ich wäre es, weiss ich auch nicht mit Bestimmtheit. Jedenfalls war ich, als ich die Augen öffnete, nicht allein in diesem kanadischen Wald.

Der Wolf stand links vor dem Wrack, etwa fünf Meter weg auf einem Schneebuckel. Er war stattlich, und sein Leib hob sich dunkel von der verschneiten Umgebung ab.

Seine glühenden Augen blickten mich an, bloss an, ohne Ausdruck, ohne innere Regung. Wieso seine Augen glühen konnten, wo die Nacht mich umgab und die Scheinwerfer meines Wagens schon lange tot waren, war nicht plausibel.

Er setzte sich, leckte minutenlang sein Fell und legte sich hin, den Kopf auf den langgestreckten Pfoten; manchmal rollte sein Blick zu mir hinüber, aber ohne dass er den Kopf wandte.

Was wollte er? Traute er sich nicht? War ich ihm noch zu wenig tot?

Schnee fiel und setzte sich auf die zerknüllte Haube des Wagens.

Es war kalt; jeder Rest von Wärme hatte sich aus dem fensterlosen Wrack verflüchtigt.

Die Wunde am Kopf hatte zu bluten aufgehört.

Doch wie viel noch aus meinen Beinverletzungen floss, wusste ich nicht, ich kam nicht hin.

Wenn der Schnee weiter so fiel, würden sie mich nicht finden - im Frühjahr vielleicht, wenigstens den Wagen und den Teil von mir, den die wilden Tiere nicht aus ihm herausgezerrt hatten.

Der Wolf hob den Kopf und lauschte.

Ich hörte es auch: Seine Kumpanen heulten. Hatte er auf **sie** gewartet?

Das Singen der Wölfe widerhallte schauerlich von den Wänden der Schlucht.

Doch der Graue machte keine Anstalten, sie herzuholen.

Hin und wieder rief ein Kauz.

Ein Eichhörnchen raspelte an einem Tannzapfen auf einem nahen Baum, das Bachwasser gluckste. Irgendwie war alles unwirklich: Ich fror nicht, obwohl es kalt war; ich war schwer verletzt und schwach, hatte aber kaum Schmerzen; stattdessen genoss ich den Frieden der Winternacht und die stille Nachbarschaft des grauen Riesen, der keine Anstalten machte, über mich herzufallen.

Im Gegenteil - er lag da wie ein Wachhund.

Wen bewachte er?

Sein Reich, die Wildnis?

Oder beobachtete er nur, ob der grosse metallene Eindringling noch weiter in sein Reich dringen wollte?

Das Heulen der andern Wölfe war mittlerweile abgeklungen, eine seltsame Spannung erfüllte die Schlucht.

Der Graue war aufgestanden, horchte mit gespitzten Ohren in die Richtung hinter meinem Rücken. Er schien Dinge wahrzunehmen, die mir noch verborgen waren.

Und als sie kamen und durch den Forst schnüffelten, griff er sie völlig unverhofft an, raste auf sie zu, fiel über sie her, biss, knuffte, schnappte mit wildem Knurren nach ihren Hälsen und jagte sie in Sekundenschnelle in die Flucht.

Dann legte er sich mit bebenden Flanken wieder auf seinen Platz, den Kopf auf den Pfoten, gut sichtbar im fahlen Schneeschimmer.

Ich war beeindruckt.

Er lag erneut da - der gefährliche Wächter von vorher.

Er schien nicht viel zu fürchten.

Hatte er mich überhaupt schon bemerkt? Konnte es sein, dass er nur das Wrack, mich selbst aber noch gar nicht wahrgenommen hatte?

Ich fragte mich, ob ich ihn anrufen sollte.

Was hatte ich schon zu verlieren? Die Nacht würde ich sowieso nicht überstehen.

«Gschschsch! Heh, du!»

Er hob den Kopf und wandte seine Ohren in meine Richtung, wedelte einmal mit dem Schwanz, machte sich darauf aber sofort wieder platt.

Eine seltsame Reaktion! Schwanzwedeln? Er musste die menschliche Stimme erkannt haben. War er an Menschen gewöhnt? War er zahm?

Verstand er vielleicht einige Befehle?

«Hol Hilfe!» rief ich. «Heh, du, hol Hilfe, sag` ich!»

Er spitzte die Ohren und drehte den Kopf.

Er blickte mich an, als hätte er darauf gewartet.

Dann sprach er:

«Ich bin die Hilfe.»

Ich schluckte.

Hatte ich mich verhört? Wahrscheinlich litt ich bereits unter Halluzinationen.

Ich blieb still, und er legte den Kopf wieder auf seine Pfoten.

Eine Weile kämpfte ich mit der Unmöglichkeit der Situation. Dann ergab ich mich: Ich lag im Sterben - warum nicht auf diese märchenhafte Weise? Wenn mein Blutverlust mir sprechende Wölfe vorgauckelte - warum nicht mitspielen?

«Wie kannst du Hilfe sein, wenn du nur dahockst und keine holst?»

«Weil du das erste Mal erlebst, dass du nicht selbst bestimmst», antwortete er, ohne mich anzuschauen

Er sprach tatsächlich - und was für eine nervige Antwort er gab! Ich fragte mich, wer den Unfall gehabt hatte, so verworren wie der redete.

«Ja, willst du mich sterben lassen?»

Den Schädel noch immer auf den Pfoten, versetzte er faul:

«Dann wärest du schon tot.»

Ich lehnte den Kopf an die Nackenstütze zurück.

Er war frech, aber nicht dumm. Es war richtig: Bei der Kälte und dem Blutverlust müsste ich eigentlich schon tot sein.

«Und warum bin ich` s noch nicht?»

«Weil einer es nicht will.»

«Wer ist das?»

«Das sage ich dir nicht. Ich bin nur da, um dir zu helfen.»

«Ich brauche keine Hilfe - », sagte ich beleidigt, bereute aber sofort den Satz; etwas Blöderes hätte ich nicht antworten können.

Der Wolf erhob sich, schüttelte kräftig sein Fell, dass der Schneestaub nur so von ihm stiebte und wandte sich zum Gehen.

«Wohin gehst du?»

«Zurück.»

«Warum? Willst du mich allein lassen?!»

«Ja. Du brauchst ja keine Hilfe.»

«Bist du jetzt beleidigt oder was?!» entgegnete ich entrüstet.

«Ich bin nicht beleidigt. Ich tue nur meinen Dienst.» Damit drehte er sich ab.

«Bleib da, verdammt nochmal! Ich meine - bittel!» rief ich verzweifelt.

War der ein Mimöschen!

Er legte sich wieder hin.

Ich fragte, wie die Hilfe nun aussehen würde.

Er meinte offensichtlich, dass er mir eine Hilfe war, indem er keine Hilfe holte..... War er blöd?

Nein, blöd war er nicht.

Ich verstand sein Verhalten nicht.

«Wie willst du mir nun helfen?»

Er schien nicht zuzuhören.

«Heh! Ich rede mit dir! Begreifst du denn nicht? Ich will leben! Dazu muss ich ins Krankenhaus. Ich brauche dringend Pflege, wahrscheinlich einige Liter Blutkonserven und einige Meter Verband!»

Der Wolf schien zu grinsen.

Er meinte;

«Du wirst leben. Doch so wie du jetzt bist, kannst du nicht leben.»

«Na, das sag` ich ja!»

Er schüttelte den Kopf.

«Begreifst du denn nicht? Ich spreche nicht von deinem Körper!»

«Ach? Nicht? Wovon denn? Von meiner Seele? Von meinem Auto?»

Er verstummte wieder und das nervte mich.

Das nervte mich ungemein!

Was dachte sich dieser blöde Pinscher eigentlich?

«Bist du zu blöd, dich klar auszudrücken?»

Er blickte mich lange durch die Dunkelheit an; ich fühlte seinen Blick. Er brannte in mir und beschämte mich.

«Sterben ist nie einfach», meinte er dann. «Aber es ist nötig, um zu leben.»

Ich wollte ihn wieder anfahren und sagen, dass er noch nicht an Klarheit gewonnen hätte, doch ich liess es bleiben. Meine Empörung erstarb in mir. So bat ich ihn:

«Erkläre bitte, was du meinst.»

«Was bist du für ein Mensch?» fragte er mich stattdessen.

Welche Frage!

Aber ich musste wohl auf seinen Gesprächsstil eingehen.

Dafür, dass alles sich ja bloss in meiner Phantasie abspielen konnte, überraschten mich doch die Haken, die unser Gespräch schlug.

Nun, was war ich für ein Mensch?

Ich war dominant, oft unbeherrscht, vertrug keine Kritik, hatte aber sicher ein grosses Herz, war freigiebig und wahrscheinlich oft kurzichtig, was die Folgenabschätzung meiner Handlungen anbetraf - sonst läge ich ja nicht halbtot im Bachbett. Ah - und zynisch war ich auch. Ich hatte Spass am Galgenhumor, der mein Selbstmitleid verdeckte.

Aber das würde ich dem seltsamen Kerl da drüben kaum sagen!

«Das brauchst du auch nicht», sagte er.

Was sollte diese Antwort? Las er meine Gedanken?

«Warum fragst du dann?»

«Ich bin deine Hilfe, deshalb.»

Ich entgegnete nichts. Er **nervte** mich.

Er war meine Hilfe, und noch immer lag ich blutend eingeklemmt im Wagen. Ich beschloss, den Schwätzer zu ignorieren.

Ich versuchte, das Autoradio anzumachen, was mir tatsächlich gelang. Es lief noch, wenngleich bloss auf einem Lautsprecher.

"..... und für jene, die noch so spät unterwegs sind, jetzt heitere Musik, die wach hält."

Es folgten einige rhythmisch aufgescheuchte Songs über die immergleichen Themen. Ich schaltete es ab.

Ich war müde. Vielleicht konnte ich einschlafen und einfach hinüberdämmern. Schön wär` s ja! Dieses Leben war ja nicht besonders gewesen.

Ich hätte nie freiwillig gewählt zu leben. Da war zu viel Scheisse drin. Aber, jemand hatte mir meine Geburt eingebrockt, nun versuchte man, das Beste daraus zu machen.

Ich dachte, das hatte ich getan.

Ich schlief wahrhaftig ein.

Als ich erwachte, war es Morgen.

Ich fröstelte, fühlte mich schwach und etwas schwindlig und war erstaunt, dass ich noch lebte.  
Der Wolf war nicht mehr da.

Wenigstens das.

Mit der Hand grabste ich etwas Schnee vom Armaturenbrett, um meinen Durst zu löschen.  
Ich schien also nicht, "meinen Verletzungen zu erliegen".

Nun, dann musste ich etwas an meiner Lage ändern.

Wenn ich bloss eine Stange hätte, die ich als Hebel oder Brecheisen zwischen Sitz und Armaturenbrett hätte klemmen können, um jenes von meinen Beinen wegzustemmen. Aber so sehr ich mich auch verrenkte und am Wrack rupfte - da war nichts zu holen, als ein paar neue Schnitte an den Händen.

Es war zum Verzweifeln.

Ich schwitzte. Doch kaum lag ich still, fröstelte ich wieder - seltsamerweise fror ich nicht.

Die Stunden verrannen. Manchmal meinte ich durchzudrehen. So ohnmächtig ausgeliefert war ich noch nie gewesen!

Ich schrie jenen an, der mich nicht sterben liess und fragte ihn, ob er eine Katze wäre, die ihr Spiel mit der Maus treibe.

Er antwortete natürlich nicht.

Gegen Abend hockte der Wolf wieder an seinem Platz.

Ich war unglaublich hungrig und wütend und höhnte ihn an:

«Du bist ein guter Wolf!!»

Er schaute herüber.

«Ich hoffe, du hast gut gefressen!» Lohender Zorn flammte in mir hoch. «Stösst dir Rotkäppchen auf?! Ich habe Hunger! Lässt du mir etwas von Grossmutter, du grossartige Hilfe, du?!»

«Schau in dein eigenes verkommenes Herz, du eingebildeter Trottel!» sagte er stinkfrech.

Ich glaubte, nicht recht zu hören!

Dann erhob er sich und verschwand mit der ganzen "Leck-mich-am-Arsch" - Ausstrahlung eines, dem der Geduldsfaden gerissen ist.

Oha - jetzt war ich wohl zu weit gegangen!

Noch immer wusste ich nicht, warum er eigentlich hier war. Bislang hatte ich mir nicht die Mühe gemacht, wirklich dahinterzukommen. Und nun war` s vielleicht zu spät.

Meine Hilfe?

Jedenfalls nicht, wie **ich** sie mir vorgestellt hatte.

Ich dachte über einige seiner Aussagen nach:

"Man muss sterben, um zu leben" - eine recht fatalistische Philosophie, fand ich.

Sterben, um zu leben - ich kapierte nicht, was er meinte und hätte ihn gerne gefragt. Doch ich hatte ihn mit meinem Zynismus verjagt.

Er wollte mir helfen, aber scheinbar anders, als ich mir vorstellte.

Nun - wie idiotisch seine rätselhafte Hilfe auch war - ich hatte ihm keine Chance gegeben, mir zu erläutern, was er meinte.

"Eingebildeter Trottel" hatte er mich benannt. Unrecht hatte er nicht, wemgleich mich Wut packte, als ich das vor mir selber zugab. Der Kerl durchschaute mich, und das vertrug ich schlecht. Er liess sich nicht täuschen, und das liebte ich nicht.

Warum?

Weil ich die Macht über meine Umgebung verlor.

Wozu brauchte ich diese Macht?

Um mich und meinen Frust zu verstecken, um die andern über meinen wahren Zustand irrezuführen.

Wer war ich eigentlich?

Es dämmerte mir, aber alles in mir sträubte sich, es zu akzeptieren:

Ich war ein verletzter, hilfloser, ungeschützter, verwahrloster kleiner Bengel, der nie sauber zurechtgestutzt worden war und heute meinte, über alles und jeden herrschen zu dürfen.

Dabei war ich einsam, isoliert und trat seit langem an Ort.

«Ich bin ein Stück Scheisse», murmelte ich.

«Immerhin», der Graue war wieder da. «Scheisse ist Dünger. Daraus kann mal was Rechtes wachsen.»

Was **der** sich herausnahm?!

«Aber von der Scheisse ist dann nicht mehr viel übrig!» konterte ich.

«Gott sei Dank - Scheisse stinkt bloss.»

«Du hast eine deftige Ausdrucksweise!»

«Und du eine primitive Art, über dich zu denken.»

Ich verstand nicht ganz, was er meinte. Doch da fuhr er bereits fort:

«Weisst du, für mich bist du keine Scheisse. Meinst du, ich wache nächtelang über einem Häufchen Kacke?»

«Und worüber wachst du dann?»

«Über der Geburt des Schönen, das aus der Scheisse deines Lebens und deines Herzens wächst.»

Das hätte er nicht sagen sollen. In Blitzesschnelle jagten plötzlich Bilder aus meiner Kindheit durch meinen Sinn, Bilder, die lang verschlossen unter einem dicken Schutzdeckel weggesteckt worden waren. Der Schmerz, der sie begleitete, war ungeheuer. Ich sah meinen Vater, der mich als schreiendes Neugeborenes stillschlug; ich sah meine Mutter, die immer wieder vom Stuhl sprang oder sich auf den Bauch warf, um mich abzutreiben. Ich sah mich allein in der Wohnung mich stundenlang langweilen, hörte meinen Vater verächtlich über mich und ein Geburtstagsgeschenk sprechen, das ich in der Schule für ihn gebastelt hatte, in der Hoffnung, etwas Annahme von ihm zu erhalten.

Der furchtbare aufsteigende Schmerz überwältigte mich und machte sich in einem langen schrecklichen kehligen Laut Luft.

«Aber ich liebe dich sehr, und der, der mich schickt, liebt dich noch mehr. Würde er dir jetzt begegnen, du erträgst seine Liebe nicht», fügte der Graue an.

Seine Worte sanken heiss und langersehnt in mich hinein. Ein noch tieferer Schmerz

stieg aus der Bauchgegend hoch, ich krümmte mich, als er sich hochkämpfte und mich nach langem Beben, Schluchzen und Krämpfen verliess.

Das Verrückte war, ich glaubte dem Wolf, was er sagte. Kein Anderer hätte so lange neben mir ausgeharrt.

Dann erhob er sich und kam langsam auf mich zu.

Er klomm auf die zerknitterte Kühlerhaube, legte sich flach darauf, den Kopf auf den Vorderläufen und blickte mich an.

Das erste Mal sah ich ihn ganz nah, spürte seinen Atem und begegnete seinem Blick. Seine Augen brannten, und mir wurde heiss, als er mich anschaute.

Ich schloss die meinen und legte den Kopf zurück.

Er durchschaute mich und liebte mich trotzdem. Er kannte mich und liebte mich gleichwohl. Meine Mauern, meine Menschenverachtung, meine Arroganz fielen in sich zusammen, zerschmolzen unter dem Neuen, das anbrach.

Als ich die Augen wieder öffnete, strahlte das Gesicht des Wolfes, und er sagte scheu, als wage er kaum es auszusprechen:

«Jetzt bist du gestorben.»

Sein Blick fiel auf den Platz neben mir; er zauderte, doch dann fragte er:

«Darf ich mich neben dich setzen?»

Ich vermochte nur zu nicken, und er zwängte sich durch das zerbrochene Frontfenster, lagerte sich neben mich und legte Kopf und Hals auf meine Oberschenkel.

Ich war erschöpft, dankbar für die Wärme seines Körpers und kraulte sein Fell, bis ich einschlummerte.

Ein grelles Heulen riss mich aus meiner Nacht. Als ich erwachte, hielt gerade der Krankenwagen am Strassenrand über mir. Als ich den Kopf wandte, bemerkte es einer der Sanitäter und rief:

«Er lebt ja noch!»

Sie stürzten herunter. So etwas wie Feuerwehrleute klemmten mit besonderem Gerät das Armaturenbrett von meinen Beinen weg - es war sehr schmerzhaft - während mir jemand eine Infusion legte.

Als ich wieder zu Bewusstsein kam, lag ich in einem Krankenbett des Spitals.

Wo war der Wolf?

Ach - blöd! Der lag sicher nicht auch mit hier in diesem Bett.

Hatte ich alles nur geträumt?

Als man mir am Entlassungstag meine blutverfleckte Jeans zurückgab, fand ich graue Grannenhaare darauf.